

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Venezuela

vom 12. Januar bis 23. Februar 2005

## **Die Situation der Kinder in Venezuela**

Von Andrea Tönnißen

Venezuela, vom 12. Januar bis 23. Februar 2005



# Inhalt

1.	Persönliches	610
2.	Einleitung	610
3.	Venezuela – das Land und seine Politik	611
4.	Die Situation der Kinder und Jugendlichen	613
5.	Gesellschaft und Familie in Venezuela	614
6.	Kampf gegen den Hunger – ein Beispiel aus Caracas	615
7.	Schule in Venezuela	617
8.	Was macht der Staat?	619
8.1	INAM – Instituto Nacional Al Menor	620
8.2	CNDNA – Consejo Nacional de Derechos del Niño y del Adolescente	621
9.	Mutige Einzelkämpfer braucht das Land	624
10.	Das nationale Kinderorchester – ein Ausnahmeprojekt	627
10.1	Musik in den Slums	629
10.2	Blind oder taub – kein Problem in Barquisimeto	630
10.3	Seminar in den Anden	631
10.4	Das jüngste Orchester	633
11.	Schlussbemerkung	635

## 1. Persönliches

Eigentlich sollte es die Biologie sein, zumindest bis zu meinem ersten Praktikum im Hauptstudium. Danach stand für mich fest, dass ich keine Karriere im Labor anstreben würde. Das Diplom im April '95 in der Tasche, ging es zuerst für drei Monate nach Spanien. Nach meiner Rückkehr sammelte ich von 1996 bis 1998 erste Erfahrungen im Medienbereich, und zwar bei der Kölner PR-Agentur POSITION. Eine turbulente Zeit und eine gute Schule für das spätere Leben im Medienschungel. Ein Jahr Disney-Ideologie als CvD bei der Kindersendung Disney Club reichte, um reif für EinsLive zu sein. Es folgte ein kurzer Abstecher in die Wissenschaftsredaktion des Deutschlandfunk. Mitte 1999 wurde dann ein Traum wahr: freie Mitarbeit bei der Kindernachrichtensendung logo! Diesem Format bin ich bis heute treu, aber Köln wollte ich nie verlassen. Deshalb arbeite ich nach wie vor für WDR-Redaktionen wie Service Zeit Geld und Service Zeit Gesundheit, Rundum Gesund, den Brockhaus Verlag und das ZDF-Tiermagazin „Wombaz“.

## 2. Einleitung

12. Januar 2005, Ankunft in Maiquetía bei Caracas. Mauro, mein Taxifahrer, erwartet mich schon in der Ankunftshalle. Klein, untersetzt und Mitte 40 fährt er mich in seinem uralten Amischlitten durch die Vororte von Caracas ins Zentrum. Es ist heiß, stickig und der Gestank der Blechschüsseln, die sich über die Straßen schieben, ist unerträglich. Journalistin sei ich also, was ich denn in Venezuela so vor habe? Als ich ihm sage, dass ich die Situation der Kinder im Land untersuchen möchte, winkt er resigniert ab und meint: „Ah, muy mala.“ Sehr schlecht also, doch wieso? Schon mal die vielen Straßenkinder gesehen? Außerdem fühle sich niemand verantwortlich für den eigenen Nachwuchs und die Regierung tue auch nichts. Seine Kinder schickt er auf eine private Schule, denn die öffentlichen Schulen taugen nichts. Über Hugo Chávez, den Präsidenten des Landes, schimpft er natürlich ausgiebig, denn das macht fast jeder in Venezuela. Nach einer dreiviertel Stunde erreichen wir das Hotel im Viertel Sabana Grande, einer unangenehmen Gegend mit vielen Straßenverkäufern und Obdachlosen. Kinder lungern überall herum, betteln oder versuchen irgendetwas zu verkaufen. Kein neuer Anblick für mich, denn vor vier Jahren habe ich Venezuela schon einmal besucht, jedoch als Touristin. Sollte Mauro wirklich Recht haben?

### 3. Venezuela – das Land und seine Politik

Bei Venezuela denkt man zuerst an karibische Strände, Salsa-Musik, die schönsten Frauen der Welt, atemberaubende Landschaften, Alexander von Humboldt und natürlich an Öl. Venezuela ist der fünftgrößte Öl-Exporteur der Welt und besitzt beinahe ein Zehntel der weltweiten Erdölreserven. Der Großteil der täglich drei Millionen geförderten Fässer wird in die USA geliefert, die damit 15% ihres Ölbedarfs decken. In der heutigen Zeit ist der Rohstoff Öl kostbarer denn je, somit hat auch der Ölpreis seinen Höchststand erreicht. Das ist gut für Venezuela, denn 80% aller Exporteinnahmen stammen aus dem Erdölsektor, und die machen immerhin 30% des Bruttoinlandprodukts aus. Den Menschen im Land könnte es gut gehen und Präsident Hugo Chávez zufrieden sein, denn es ist viel Geld vorhanden, um Venezuela einen gewissen Wohlstand zu sichern. Doch seit Jahren taucht das südamerikanische Land immer wieder in den Hungerstatistiken auf, und politische Unruhen können jederzeit ausbrechen, wie die jüngste Vergangenheit zeigt. Von Dezember 2002 bis Februar 2003 brachte ein Generalstreik als Protest gegen die Regierung Chávez fast die gesamte Wirtschaft des Landes zum Erliegen. Ausgehend von dem Unternehmerverband Fedecámeras und dem Management des staatlichen Erdölkonzerns PDVSA stand die Erdölproduktion zwei Monate lang still, viele große Wirtschaftsunternehmen im Land schlossen sich dem Streik an, Lebensmittel wurden knapp, die Medien schrieben und sendeten gegen die Regierung an, und die Stimmung im Land war extrem gereizt. Viele hatten Angst, und Anhänger der Regierung begannen ihre Pro-Chávez-Parolen an den Hauswänden zu überpinseln, denn niemand wusste, was als Nächstes kommen würde. Doch die Chávez-Anhänger hatten nichts zu befürchten, denn der Präsident überstand auch diese politische Krise. Auslöser für den Streik damals war der Vorwurf von Opposition und Unternehmerverbänden, die Regierung wolle mit ihrem autoritären Führungsstil aus dem demokratischen System ein kommunistisches Regime machen. Außerdem warf man Chávez eine miserable Wirtschaftspolitik vor, die das Land immer weiter ins ökonomische Abseits manövriere. Denn seit der Verfassungsänderung im Jahr 2000 wird die Wirtschaftspolitik vom Staat kontrolliert.

Richtig ist, dass die wirtschaftliche Situation in Venezuela nicht gerade rosig ist. Die Arbeitslosenquote ist hoch, fast 40% der erwerbstätigen Bevölkerung arbeiten im so genannten informellen Sektor. Der besteht aus fliegenden Händlern in den Straßen und Kleinstunternehmen in Form von hunderten Ständen, die vor den Eingängen der normalen Geschäfte alle möglichen Produkte anbieten. Die Regierung toleriert den informellen Sektor, weil dieser für die Armen oft die einzige Möglichkeit darstellt, ein

bisschen Geld zu verdienen. Dieser halblegale Wirtschaftszweig schafft keine Arbeitsplätze und verbessert die ökonomische Situation des Landes nicht. Hugo Chávez hat 1999 die Wahlen gewonnen, weil er sich für die Armen im Land einsetzen und für soziale Gerechtigkeit sorgen wollte. Während des Streiks war von Gerechtigkeit indes nicht mehr viel zu spüren. Mehr als 1.000 Erdölarbeiter wurden entlassen, obwohl das Streikrecht in der Verfassung verankert ist. Sogar schwangere Frauen wurden von jetzt auf gleich auf die Straße gesetzt. Die damals entlassenen Arbeiter haben bis heute keine Chance mehr, in die Erdölindustrie zurückzukehren und müssen sich andere Jobs suchen. Wie José, 35 Jahre alt aus Maracaibo, dem Dallas von Venezuela im Nordosten des Landes. Früher war er Ingenieur bei der staatlichen Erdölfirma PDVSA. Als er sich Ende 2002 dem Streik anschloss, verlor er seinen Job und arbeitet nun als Taxifahrer. Dieses Schicksal ereilte aber nicht nur all jene Mitarbeiter der Erdölindustrie, sondern auch, die sich im Anschluss an den Generalstreik für das Volksreferendum einsetzten. Mehr als zwei Millionen Unterschriften kamen zusammen, weshalb sich Hugo Chávez am 15. August 2004 einer Volksabstimmung stellen musste. Mit 58% der Stimmen wurde er erneut im Amt bestätigt, und das bedeutet, dass er bis 2006 regieren wird. Noch heute behauptet die Opposition, die Wahl sei nicht korrekt abgelaufen, aber internationale Beobachter wie das Carter Center erkannten das Wahlergebnis an. Damit schien eigentlich alles geregelt, doch für die zwei Millionen Menschen, die ihre Unterschrift für das Zustandekommen des Referendums geleistet hatten, begann ein Spießbrutenlauf, der bis heute andauert. Die Unterschriften waren und sind öffentlich im Internet einsehbar, so dass es für die Regierung ein Leichtes ist, unliebsame Widersacher auszuschalten.

Carmen Lopez und Freddy Briceño aus San Fernando de Apure, einer Stadt im Zentrum des Landes, gehören zu den Opfern. Seit Jahren arbeiten beide schon für die Organisation Madre Maria de San José, die sich für Kinder und Jugendliche im Bundesstaat Apure einsetzt. Doch seitdem sie das Referendum unterzeichnet haben, bekommen sie vom Staat keine Gelder mehr für ihre Arbeit. Die Enttäuschung ist groß, denn sie haben alle erforderlichen Unterlagen vorgelegt, um eine Förderung zu beantragen. Resigniert sitzen sie im Büro der Zentrale für Kinderrechte in San Fernando de Apure und blättern in ihrer Präsentationsmappe mit Farbkopien und Statistiken. Sie sind in Ungnade gefallen, und das ist kein Einzelfall. Auf meiner Reise habe ich viele Menschen getroffen, die mir ähnliche Geschichten erzählten. Und wer darunter im Endeffekt leidet, sind die Ärmsten der Armen, also die Kinder.

#### 4. Die Situation der Kinder und Jugendlichen

Kinder und Jugendliche leiden unter den politischen Auswirkungen der Vergangenheit. Der Jahresbericht des unabhängigen Bildungszentrums CECODAP bringt die Fakten ans Licht. Kinder und Jugendliche kommen weder in den politischen Plänen auf nationaler, noch auf bundesstaatlicher Ebene, geschweige denn auf Gemeindeebene vor. Nach wie vor werden die Rechte der Minderjährigen missachtet. Ein großes Problem stellt die Gewalt gegen sie dar. Die Zahlen sind beängstigend, jeden Monat sterben rund 100 Minderjährige an den Folgen von Gewalt. Ursache ist die mangelnde Toleranz gegenüber Hautfarbe, Kultur und Rasse. Besonders Mädchen werden immer wieder Opfer sexueller Gewalt, mehrheitlich aus dem privaten Umfeld. Selbst die Verantwortung gegenüber den eigenen Kindern fehlt häufig. Väter verlassen ihre Frauen und kümmern sich nicht um den Unterhalt. Allein erziehende Mütter finden neue Partner, die zwar die Frauen wollen, aber nicht die Kinder, und so verlassen sie ihre eigenen Kinder.

Erfolgsgeschichten wie die von Manuel aus Barquisimeto zählen da zu den absoluten Ausnahmen. Mit zehn Jahren hat seine Mutter ihn wegen eines neuen Partners verlassen. Manuel landete plötzlich auf der Straße, musste in den zahlreichen kleinen Märkten der Stadt arbeiten und schwere Waren von einem Händler zum anderen bringen. Drogen nahm er auch, meistens schnüffelte er den lösungsmittelhaltigen Klebstoff vom Schuster und benebelte seine Sinne. Nur so ertrug er seine armselige Existenz. Dem Engagement der Sozialarbeiter, die sich in Barquisimeto häufig um arbeitende Kinder kümmern, ist es zu verdanken, dass der heute 15-jährige Manuel wieder bei seiner Mutter lebt. Außerdem lernt er in der staatlichen Misión Robinson Lesen und Schreiben. Doch die meisten Kinder kehren nicht in ihr Zuhause zurück. Allein in Caracas leben derzeit über 1.500 Kinder auf der Straße, die Dunkelziffer dürfte um Einiges höher sein. Um zu überleben, betteln und stehlen die meisten, manchmal verkaufen sie auch Zeitungen oder andere Kleinigkeiten auf der Straße. Dabei werden sie fast immer von Erwachsenen ausgenutzt, die an ihnen noch verdienen. 70% der Straßenkinder in der Hauptstadt Caracas nehmen Drogen. Kein Wunder, denn gerade mal 1.500 Bolivares, umgerechnet 54 Cent, kostet ein Piedra. Das ist ein Abfallgemisch aus schlechtem Crack, das die Kinder rauchen, von dem sie schnell abhängig werden und das extreme Schäden im Gehirn verursacht. Im schlimmsten Fall werden die Straßenkinder von ihren Dealern als Drogenkuriere missbraucht und geraten zwischen die Fronten von skrupellosen Drogenhändlern und korrupten Polizisten. Rechtssicherheit gibt es speziell für Kinder und Jugendliche kaum, und das liegt vor allem an einem strukturellen Vakuum auf der staatlichen Ebene.

Die Kinder aus dem Barrio Eraso in Caracas haben dies hautnah zu spüren bekommen. An einem Nachmittag wollten sie eigentlich nur in das Straßenkinderzentrum von Gustavo Misle und Deanna Albano, die Asociación muchachos de la calle. Plötzlich wurden sie direkt vor der Tür des Zentrums von Polizisten brutal festgenommen, weil sie angeblich etwas mit einem Diebstahl zu tun hatten. Gustavo Misle brachte den gesamten Nachmittag und die Nacht damit zu, seine Schützlinge aus der Gefängniszelle herauszuholen, denn sie waren unschuldig. Die Kinder waren geschockt über die Behandlung und ohne Gustavo Misle hätte sich niemand um sie gekümmert. Denn Kinder und Jugendliche, die auf der Straße leben, sind nichts wert. Seit mehr als zwanzig Jahren arbeitet das Ehepaar mit Straßenkindern zusammen, das Haus in Eraso gibt es seit 1992. Die Einrichtung ist jeden Tag außer sonntags geöffnet, es gibt eine Bibliothek, mittags wird gekocht, und die Kinder haben die Möglichkeit ein bisschen Geld zu verdienen. Gustavo und Deanna haben eine kleine Werkstatt für italienische Papierkunst eingerichtet. Die Kinder und Jugendlichen stellen, wenn sie Zeit und Lust haben, Mappen, Hefte und Notizblöcke her, die auf Kunstausstellungen oder in ausgewählten Schreibwarengeschäften der Stadt verkauft werden. Kürzlich hat sich einer der Jungs von seinem Ersparten seinen Traum erfüllt und sich ein Mofa gekauft. Leider ist die Existenz der Asociación muchachos de la calle seit Jahren immer wieder bedroht, weil es an Geld fehlt. Das Ehepaar ist gänzlich auf die Hilfe von Geldgebern angewiesen, auf den Staat wollen sie nicht vertrauen. Das Misstrauen ist begründet, denn beide haben früher im Instituto Nacional Al Menor (INAM), der Regierungsbehörde für Kinder- und Jugendrechte, gearbeitet. Die Ineffizienz der staatlichen Einrichtungen, das Verschwenden von Geldern und der Mangel an Kontinuität veranlassten sie vor zwanzig Jahren dazu, sich selbstständig zu machen. Natürlich ist es nicht leicht, jeden Monat wieder von neuem auf die Suche nach Geldgebern zu gehen, aber immer noch besser, als im Staatswesen auf der Stelle zu treten und nichts für Kinder und Jugendliche zu erreichen. Deanna Albano und Gustavo Misle sind nicht die einzigen, die ich auf meiner Reise getroffen habe, die so denken.

## **5. Gesellschaft und Familie in Venezuela**

Eines der auffälligsten Phänomene in Venezuela ist die mangelnde Verantwortung und das Fehlen von Werten in der Gesellschaft. Das äußert sich schon in ganz normalen Situationen auf der Straße. Man fragt nach dem Weg und erhält immer eine Antwort, die muss aber nicht unbedingt richtig sein. Fragt man später eine andere Person, kann es sein, dass man



in genau die entgegengesetzte Richtung geschickt wird. In Venezuela gibt jeder immer Auskunft, egal, ob er die Antwort kennt oder nicht. Das trifft aber nicht nur auf Venezuela zu, sondern das findet man auch in anderen südamerikanischen Ländern. Die Menschen in Venezuela leben im Hier und Jetzt. Morgen, also mañana, kann tatsächlich „der nächste Tag“ bedeuten oder irgendein Zeitpunkt in der Zukunft sein. Da 70% der Bevölkerung in Armut leben, sind Geld und Nahrung häufig knapp. Ein Familienvater, der normalerweise etwa zehn Dollar pro Tag als Straßenverkäufer verdient, hört mittags mit der Arbeit auf, wenn er sein Tagessoll erfüllt hat. Die Überlegung, es könnte sein Glückstag sein und er könnte vielleicht an einem Tag das Geld für drei Tage verdienen, gibt es nicht. Schön ist es doch, wenn man mittags schon mit Freunden in der Kneipe sitzen kann und ein paar Bier trinkt. Auch wenn dabei das Schulgeld für die Kinder draufgeht. Kinder laufen irgendwie mit, das müssen sie auch, denn so richtig kümmert sich niemand um sie. Wie auch, wenn viele Mütter selbst noch Kinder sind, die wiederum von ihren Müttern nichts mit auf den Weg bekommen haben. 2003 belegte Venezuela Platz eins unter allen südamerikanischen Ländern bei den ungewollten Schwangerschaften von Jugendlichen zwischen 15 und 19 Jahren. Grund dafür ist die mangelnde Aufklärung in der Familie, aber auch in der Schule, denn Sexualekundeunterricht findet nicht statt. Die jugendlichen Mütter sind von ihrem Nachwuchs überfordert. Daraus resultiert das nächste Problem, nämlich die falsche Ernährung der eigenen Kinder.

## **6. Kampf gegen den Hunger – ein Beispiel aus Caracas**

Die Mitarbeiter des Ernährungszentrums CANIA (Centro de atención nutricional infantil Antimano) im Problembezirk Antimano von Caracas haben schon Einiges gesehen. Einem vierjährigen Jungen, dem die Mutter immer noch die Brust gab, mussten die Ernährungsberater erst mal das Kauen beibringen. Er hatte bis zu seinem Besuch bei CANIA noch keine feste Nahrung zu sich genommen und wusste nicht, wie er mit seinen Zähnen zum Beispiel Fleisch zerkleinern sollte. Zumindest konnte seine Mutter ihm noch die Brust geben, denn viele junge Mütter sind selbst unterernährt, und ihr Körper produziert gar keine Muttermilch mehr. Omeura de Martínez arbeitete von Anfang an als Vize-Direktorin für CANIA und kennt die Probleme in Antimano. Etwa 70% der Haushalte im Bezirk sind arm, es gibt keine Arbeit, die meist sehr jungen Mütter werden mit der Erziehung nicht fertig und haben mehrere Kinder von unterschiedlichen Vätern. Mehr als 50% der Eltern haben nicht mal die Grundschule abgeschlossen. In der großen Wartehalle sitzen daher etwa 20 junge Frauen mit Babys und

Kleinkindern, Väter lassen sich hier selten blicken. In den kleinen, aber hellen Behandlungszimmern warten Ärzte und Psychologen. Zuerst werden die Kinder untersucht, die medizinische Hilfe bekommen und dann ist die Psyche der Mütter dran. Das Wichtigste ist, dass die jungen Frauen ein Selbstbewusstsein entwickeln, denn in der Küche und im Supermarkt sind sie oft überfordert. Deshalb bieten die Ernährungswissenschaftler Kochkurse und Seminare über Lebensmittel an. Das Angebot nehmen die Frauen dankbar an. Aus Unkenntnis kaufen sie immer wieder dieselben Produkte wie Arepas, die allgegenwärtigen Maismehlfladen, gefüllt mit Käse oder Fleisch, Nudeln mit Tomatensoße. Früchte und Gemüse kommen selten auf den Tisch. Selbst bei der Zubereitung der Milchfläschchen mit Milchpulver sind sie unsicher und verwenden häufig zu viel Wasser. Bei dem Speiseplan ist es nicht verwunderlich, dass viele Kinder unter Anämie leiden. Besonders in der Wachstumsphase brauchen Minderjährige viele Nährstoffe und natürlich Eisen. Fehlt dieses Spurenelement, kann das zu Blutarmut führen. Die Kinder sind müde und nicht so leistungsfähig, so dass sie in der Schule dem Unterricht kaum folgen können. Die Zustände in Antimano lassen sich auf den Rest des Landes übertragen, wobei es offiziell kaum Angaben über die aktuellen Zahlen zur Unternährung in Venezuela gibt. Dafür müssten landesweit alle vier Jahre Befragungen durchgeführt werden. Die letzten Ergebnisse stammen aus den 60er und den 70er Jahren. Dennoch präsentiert der Jahresbericht von CECODAP einige Zahlen, die auf Untersuchungen der Vereinten Nationen und einiger staatlicher Organisationen in Venezuela basieren. Demnach sind 18% der Bevölkerung Venezuelas unterernährt, und daraus ergeben sich für die Kinder und Jugendlichen im Land folgende Zahlen: 5% liegen unterhalb des Normalgewichts, 13% sind stark unterernährt, liegen also weit unterhalb des Gewichts, welches für ihre Altersklasse normal wäre. Zahlen der Regierungseinrichtung Fundacredesa aus dem Gesundheits- und Sozialministerium belegen, dass 2,8 Millionen Kinder im Vorschulalter an Hunger leiden. Außerdem herrscht bei der Hälfte aller unter Zweijährigen Eisenmangel. Laut einer Studie des nationalen Instituts für Ernährung war im Jahr 2002 jedes vierte Kind unterernährt.

CANIA verfügt deshalb über eine stationäre Abteilung für besonders schwere Fälle von Unterernährung. Dort können maximal 50 Kinder gleichzeitig versorgt werden. Für die Dauerpatienten gibt es im oberen Stockwerk einen Kindergarten für die Jüngsten, und damit die Schulkinder nicht zu viele Unterrichtsstunden versäumen, stehen die CANIA-Mitarbeiter in der Zeit der stationären Behandlung mit den Schulen in Verbindung. Das Ernährungszentrum sucht den Kontakt zu den Menschen im Viertel und geht manchmal auch ungewöhnliche Wege: Beim Friseur, im Kiosk und im Supermarkt legen die Mitarbeiter Zettel aus, die über das Gemüse und die

Früchte der Saison informieren, über Sonderangebote und darüber, welche Gerichte man aus dem derzeitigen Angebot zubereiten kann. Kaum liegen die Zettel aus, sind sie auch schon vergriffen. Seit zehn Jahren existiert das Zentrum bereits in Antimano und die ökonomischen Krisen Venezuelas gingen nicht spurlos an ihm vorüber. Zwischen 2001 und 2004 verzeichneten die Mitarbeiter einen Anstieg der unterernährten Kinder und Jugendlichen im Bezirk. Erstaunlicherweise sank die Zahl auch nach dem gewonnenen Referendum nicht, sondern stieg weiter an. Der Grund dafür ist, dass die Regierung den oppositionellen Hilfseinrichtungen die Gelder gestrichen hat und diese somit schließen mussten.

## 7. Schule in Venezuela

Die achtjährige Maria ist nach drei Tagen das erste Mal wieder in der Schule. Ob sie krank gewesen sei, will die Lehrerin wissen, doch Maria druckst herum und rückt nicht so richtig mit der Sprache heraus. Später erklärt mir die Lehrerin, dass Marias Mutter ihre Tochter nicht zum Unterricht schickt, wenn sie Hunger hat. Sie will nicht, dass die anderen Kinder mitbekommen, dass bei Maria zu Hause das Geld knapp ist. Marias Lehrerin hat sich schon daran gewöhnt, dass die Kinder in diesem Viertel öfter nicht zum Unterricht erscheinen. Die Schule befindet sich in einem Vorort von Maracaibo, der Stadt, die direkt an dem gleichnamigen See mit seinen riesigen Erdölvorkommen liegt. Die Gründe für das Schwänzen sind immer dieselben: Hunger, Geldmangel oder die Kinder müssen im Haushalt mithelfen bzw. Geld verdienen. Dabei können sie sich hier noch glücklich schätzen, meint die Lehrerin, denn sie können die private Grundschule von Fe y Alegria besuchen. Die katholische Organisation Fe y Alegria unterhält seit 50 Jahren Bildungseinrichtungen für Kinder, Jugendliche und Erwachsene in Venezuela, zurzeit gibt es 148 Schulen im Land. Die Gehälter für die Lehrkräfte werden vom Gesundheits- und Entwicklungsministerium bezahlt, der Rest stammt von der katholischen Kirche und wird aus Spenden finanziert. Der Schulbesuch kostet 3.000 Bolivares pro Monat, das sind umgerechnet 1,10 Euro.

Obwohl es vielen Familien hier schwer fällt, das Schulgeld aufzubringen, wollen die Eltern ihre Kinder nicht auf die kostenlosen öffentlichen Schulen schicken. Privatschulen genießen nicht nur bei den Eltern einen besseren Ruf, sondern auch bei den Lehrern. Marias Lehrerin arbeitet zusätzlich zu ihrem Job bei Fe y Alegria noch in einer staatlichen Schule. Glücklich ist sie darüber nicht, aber ein Lehrergehalt reicht zum Leben nicht aus. Sie berichtet, dass in den öffentlichen Schulen der Unterricht

häufig ausfällt, die Kollegen unzuverlässig sind und oft noch nicht einmal Kreide da ist.

Dabei hatte Hugo Chávez bei seinem Amtsantritt versprochen, die Schulen zu verbessern. Er wollte neue Schulen bauen lassen und die herkömmlichen Grundschulen in Bolivarische Schulen umwandeln. Die Bolivarischen Schulen sind Ganztagschulen mit drei Mahlzeiten am Tag und einem nachmittäglichen Sport- und Kulturprogramm. Bis auf den Namen ist das Modell des Präsidenten nicht neu. Heute gibt es 2.500 Bolivarische Schulen in Venezuela, die mal mehr und mal weniger gut funktionieren. Zu Beginn der Amtszeit von Hugo Chávez lag die Zahl der in den Schulen mit Essen versorgten Kinder bei einer Million, heute sind es nur noch 700.000, obwohl das meiste Geld des Bildungsministeriums in die Bolivarischen Schulen fließt. Die anderen etwa 15 000 Bildungseinrichtungen im Land bekommen weniger Mittel. Im Allgemeinen arbeiten die Schulen nicht sehr zuverlässig. Das liegt zum Teil daran, dass die Lehrer wegen ihrer zu niedrigen Gehälter häufig streiken. Die Löhne wurden deshalb in den vergangenen Jahren schließlich immer weiter angehoben, so dass Lehrer an einer staatlichen Schule mittlerweile mehr verdienen als an einer Privatschule. Außerdem wird den staatlichen Lehrkräften eine Lohnerhöhung unverzüglich ausgezahlt, wohingegen das Bildungsministerium sich zum Beispiel bei den Gehältern der Fe y Alegria-Lehrer ein Jahr Zeit lässt, bevor die Erhöhung auch bei ihnen ankommt.

Doch Schule hat es insgesamt schwer in Venezuela. Obwohl eine zehnjährige Schulpflicht herrscht, hat die Ausbildung gerade in den sozial schwachen Familien keinen hohen Stellenwert. Im Alter von fünf Jahren beginnen die Kinder mit der Vorschule. Nach einem Jahr wechseln sie in die Escuela básica, die allgemeine Grundschule. Diese dauert neun Jahre und ist inklusive der Vorschule Pflicht für alle Kinder in Venezuela. Daran schließen sich zwei Jahre auf weiterführenden Mittelschulen an, die entweder berufsbezogen sind oder zur Vorbereitung auf die Universität dienen und mit dem Abitur abschließen. Doch die meisten schaffen noch nicht einmal die Grundschule, nur 50% aller Schüler schließen diese Schulform ab. Die höchsten Abbrecherzahlen findet man in der siebten Klasse, dann sind die Kinder etwa 13 Jahre alt. Vorher haben sie meistens schon einige Ehrenrunden gedreht, denn viele Schüler schwänzen den Unterricht und schaffen deshalb die Prüfungen nicht. Zum einen aus ähnlichen Gründen wie die achtjährige Maria aus Maracaibo, aber zum anderen auch, weil der Unterricht oft ausfällt oder die einzelnen Schulstunden mit großen Pausen dazwischen über den ganzen Tag verteilt sind.

Gustavo Misle von der Straßenkinderorganisation Asociación Muchachos de la Calle in Caracas kennt das Problem. Bereits um 10 Uhr kommen die

ersten Jungs in das Haus im Elendsviertel Eraso. Wenn sie einmal da sind, gehen sie auch nicht um 13 Uhr wieder in die Schule, nur um noch mal eine Stunde Mathe zu machen.

Die Schülerzahlen waren im vergangenen Schuljahr leicht rückläufig, was auf ein Jahr betrachtet nicht unbedingt alarmierend ist. Doch bereits in den Vorjahren ließen die Statistiken diese Tendenz erkennen. Das unabhängige Lernzentrum CECODAP macht unter anderem den Mangel an Stipendien für Schulkinder für die schlechte Situation verantwortlich. Die einzigen Stipendien stehen heute Erwachsenen zur Verfügung. Sie erhalten automatisch eine Förderung, wenn sie sich an den Misonen Ribas und Sucre beteiligen, also berufsbezogenen oder schulischen Weiterbildungsmaßnahmen für Erwachsene. Viele Menschen in Venezuela werfen Chávez deshalb vor, dass er berechnend handelt. Um sich den Rückhalt für seine Politik in der Bevölkerung zu sichern, fördert er vor allem die Erwachsenenbildung.

## **8. Was macht der Staat?**

Am 1. April 2000 traten die Gesetze zum Schutz der Kinder und Jugendlichen in Venezuela in Kraft. Die spanische Abkürzung dafür ist LOPNA (Ley Orgánico para la Protección del Niño y del Adolescente), und diesen fünf Buchstaben begegnet man in Venezuela überall. Auslöser für diese Gesetzessammlung war die Unterzeichnung der internationalen Kinderrechtskonvention. Durch die Ratifizierung musste Venezuela auf nationaler Ebene die rechtlichen Grundlagen für die Umsetzung der Konvention schaffen. Dank LOPNA werden die Rechte der Kinder und Jugendlichen in Familie, Gesellschaft und Staat geschützt und gesichert. Soweit die Theorie, doch die Praxis sieht anders aus. Es gibt auch 2005 immer noch große Probleme, LOPNA umzusetzen. Jeder spricht davon, aber geachtet werden die Rechte noch lange nicht. Kinder und Jugendliche leiden heute immer noch extrem unter Diskriminierungen, besonders aufgrund ihrer Hautfarbe oder Rasse, körperlicher und sexueller Gewalt, Armut, und viele sind offiziell nicht registriert, haben also keinen Ausweis. Doch wieso wird LOPNA nur sehr schleppend umgesetzt? Ein Hauptgrund ist das politische Machtvakuum in diesem Bereich, obwohl es momentan sogar zwei staatliche Einrichtungen gibt, die für die Umsetzung von LOPNA zuständig sind. Doch eine der beiden Einrichtungen soll es schon seit Jahren nicht mehr geben.

## 8.1 INAM – Instituto Nacional Al Menor

Die Büros von INAM befinden sich im 48. Stock eines Betonturms im Zentrum von Caracas. Das Viertel heißt Parque Central und hat mit einem Park nichts gemein, sondern ist eine Betonwüste. Meinen Termin habe ich um 9 Uhr morgens. Beim Betreten des Gebäudes treffe ich auf eine lange Menschenschlange, die vor dem einzigen funktionierenden Aufzug geduldig wartet. Die Beschäftigten haben sich daran gewöhnt, dass nur einer von sechs Fahrstühlen in Betrieb ist. Nach einer halben Stunde bin auch ich endlich oben angelangt und werde empfangen von Lenin Romero, dem Leiter der Presseabteilung. Mir kommt er bekannt vor und nicht nur deshalb, weil er aussieht wie Colin Powell, sondern weil er in der Schlange hinter mir stand. Er hat mich auch erkannt, denn schließlich hätte ich eine deutsche Zeitschrift gelesen, sagt er. Kurz wundere ich mich, warum er mich nicht angesprochen hat, aber dann führt er mich schon in sein Büro. Die Klimaanlage arbeitet gut, für mich zu gut. Alle laufen hier mit dicken Jacken herum, und mir ist nach drei Minuten im T-Shirt eiskalt. Mein Gespräch mit Lenin Romero läuft schleppend an. Wie immer stelle ich zuerst mich und mein Projekt vor, und dann will ich wissen, welche Aufgabenschwerpunkte INAM bei der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen übernimmt. Schließlich existiert diese Einrichtung seit über 70 Jahren in Venezuela, ist dem Ministerium für Gesundheit und soziale Entwicklung unterstellt und galt lange als die einzige Institution, die sich für die Rechte von Kindern und Jugendlichen einsetzt. Lenin Romero lehnt sich erst mal zurück, verschränkt die Arme hinter dem Kopf und erzählt irgendetwas über die Struktur des Landes, die 24 Bundesstaaten und die Misiones. Es läuft darauf hinaus, dass wir vor der großen Venezuelakarte in seinem Büro stehen und er mir erklärt, dass INAM in 15 Bundesstaaten aktiv ist. Die restlichen acht sind dezentral organisiert, und deshalb gibt es INAM dort nicht. Schnell bringt er das Gespräch wieder auf die Misiones. Dahinter verbergen sich ein Dutzend Programme, die von der Regierung Chávez ins Leben gerufen wurden.

Sehr erfolgreich ist die Misión Robinson, bei dem es sich um ein Alphabetisierungsprogramm für Jedermann handelt. Die Misión Mercal bietet Lebensmittel zum Vorzugspreis für die sozial Schwachen an, die Misión Barrio Adentro sichert die medizinische Versorgung in den Elendsgebieten durch kubanische Ärzte und Hilfskräfte, und bei der Misión Sucre können Venezolaner ihren Schulabschluss nachholen, um dann die Uni zu besuchen. Das hört sich alles gut an, aber so richtig habe ich immer noch keine Antwort auf meine Fragen bekommen. Nach weiterem Nachhaken, was denn nun in Bezug auf Kinder und Jugendliche geleistet wird, erklärt er mir, dass in Venezuela elf Millionen Kinder und Jugendliche leben, wovon

vier Millionen in Konflikt mit dem Gesetz geraten. Da greift dann INAM ein und versucht, diese Konflikte altersgemäß zu lösen. Mehr kommt bei dem Gespräch nicht heraus, er lässt mir noch einige Kopien machen, und danach ist Lenin Romero sehr glücklich, als noch ein Kollege im Büro erscheint. Der Kollege kennt nämlich eine Karateschule in Barquisimeto, der Stadt, in die ich als nächstes reisen werde. Kurz vor dem Ende unseres Gesprächs hat Lenin Romero aber noch einen Geistesblitz, denn am Fuß des Büroturms unterhält INAM ein Haus für Straßenkinder, das Casa de Paso. Er organisiert einen Praktikanten, der mich dorthin bringt und ist sichtlich erleichtert, weil ich gehe und er mir doch noch etwas bieten konnte. Bis zu diesem Zeitpunkt hat weder Lenin Romero, noch einer seiner Mitarbeiter etwas darüber gesagt, dass die Auflösung von INAM seit fast einem Jahr beschlossene Sache ist. Zu einem späteren Zeitpunkt erfahre ich von anderer staatlicher Seite, dass INAM die strafrechtlichen Belange im Kinder- und Jugendlichenbereich übernehmen soll.

## **8.2 CNDNA – Consejo Nacional de Derechos del Niño y del Adolescente**

Der nationale Rat für die Rechte der Kinder und Jugendlichen (CNDNA) wurde 2000 ins Leben gerufen. Dieser sollte das INAM (Instituto Nacional Al Menor) ablösen und die Umsetzung der Gesetze zum Schutz der Kinder und Jugendlichen (LOPNA) beschleunigen. Doch man könnte die Einrichtung als zahnlosen Tiger bezeichnen, weil sie nicht viel bewirkt. Die mangelnde Durchsetzungskraft und die mittelmäßigen Ergebnisse gibt Francisco Figuera unumwunden zu, aber auch erst bei unserem zweiten Treffen. Vor meiner Reise durch Venezuela habe ich mich mit dem Mitarbeiter der Presseabteilung in Caracas getroffen, er versorgte mich mit Informationsmaterial und wirkte wenig ambitioniert. Erst bei unserem zweiten Treffen legte er die Karten auf den Tisch, und dafür waren vier Stunden, etliche Cafecitos und ein weiterer Kollege nötig – diesmal wirkte Francisco Figuera wesentlich ambitionierter.

Der nationale Rat versteht sich als Koordinierungsbehörde für die Einhaltung der Rechte von Kindern und Jugendlichen in den 24 Bundesstaaten und ihren 335 Gemeinden. Dabei setzt das Gremium auf eine gleichberechtigte Verteilung der Verantwortung auf die Bereiche Gesellschaft, Politik und jeden einzelnen Bürger. Dafür müssen zuerst einmal die Strukturen geschaffen werden, und das bedeutet, dass jeder Bundesstaat einen eigenen Rat für die Rechte der Kinder und Jugendlichen einrichten muss. Danach sind die Gemeinden dran, die wiederum auch ihre Räte einrichten müssen. Innerhalb der vergangenen vier Jahre sind dabei in allen 24 Bundesstaaten

und in 321 von insgesamt 350 Gemeinden Räte zum Schutze der Kinder- und Jugendlichenrechte entstanden. Doch um handlungsfähig zu sein, brauchen die Räte Geld, und das fehlt. Allerdings nicht, weil keins da ist, sondern weil es nicht angefordert wird oder in den Haushaltsplänen keine Posten für Kinder und Jugendliche bereitgestellt werden. Dabei müssen die einzelnen Bundesstaaten dazu nur ihre Programme zur Umsetzung der Kinderrechte an den nationalen Rat schicken, und das Ministerium für Gesundheit und soziale Entwicklung stellt die Gelder dafür bereit.

Francisco Figuera beschrieb die Situation so: „Die Staaten sind korrupt und wie kleine Königreiche. Die Gouverneure sind die Könige, und sie interessieren sich nicht für Kinderrechte. Die Bürgermeister sind die Prinzen und verhalten sich genau wie die Gouverneure.“ Was nutzt also ein Rat für Kinderrechte in einem Bundesstaat, wenn der zuständige Gouverneur kein Geld vom Staat anfordert und wenn die Bürgermeister auf Gemeindeebene auch kein Interesse an diesem wichtigen Bereich haben? Natürlich drängt sich die Frage auf, wieso der CNDNA nichts tut. Die Antwort ist einfach und ernüchternd: Der CNDNA hat keine rechtliche Handhabe, die Bundesstaaten zu zwingen, ihre Räte einzusetzen bzw. sie anzuweisen, Geld anzufordern. Deshalb bleibt es bei öffentlichen Mahnungen in Zeitungen und den hausinternen Informationsblättern.

Die Präsidentin des nationalen Rats für die Rechte der Kinder und Jugendlichen, Anahí Arizmendi, prangert das Fehlverhalten vieler Gouverneure und Bürgermeister öffentlich an. Laut ihren Informationen arbeitet der CNDNA immerhin zu 85%. Doch so positiv wie diese Zahl erscheint, ist sie nicht, denn die Gemeindeverwaltungen in Venezuela erweisen sich als wenig kooperativ. Es haben zwar mittlerweile 321 Gemeinden einen Rat für die Kinder- und Jugendlichenrechte eingerichtet, davon bewilligten aber nur 130 Gemeinden einen Posten in ihrem Haushalt, und bei knapp der Hälfte ist dieser Haushaltsposten nicht adäquat bemessen. An Projektangeboten in den Bundesstaaten mangelt es nicht, obwohl die nur zur Hälfte aus öffentlichen Kassen finanziert werden. Das System funktioniert nämlich so, dass ein Antragsteller sein Projekt vorstellt und gleichzeitig 50% der Kosten aus anderen Quellen decken muss. Dahinter steht die Intention der Politiker, die Verantwortung für die Umsetzung der Rechte von Kindern und Jugendlichen auf die Gesellschaft und jeden einzelnen Bürger zu übertragen.

Ein Beispiel dafür ist das Haus für Straßenkinder von Beatrix Galindo in San Fernando de Apure. Beatrix Galindo hat das Heim Casita de Oscar genannt, als Andenken an ihren verunglückten Sohn. Alle drei Monate liefert sie eine Kostenaufstellung für ihre Aktivitäten an den Rat für die Rechte der Kinder und Jugendlichen im Bundesstaat Apure. Ungefähr 1.800 Euro



benötigt sie, um zehn Kinder im Alter zwischen acht und vierzehn Jahren drei Monate lang zu versorgen. Das Geld braucht sie für Personal, Lebensmittel, medizinische Konsultationen und Arzneien, Kleidung, Schultensilien und Beratungsgespräche mit den Familien. Die Hälfte organisiert Beatrix Galindo selbst über Geld- und Sachspenden, wie zum Beispiel die regelmäßigen Kleiderspenden ortsansässiger Bekleidungsgeschäfte, sowie Obst und Gemüse von Supermärkten. Stolz präsentiert sie hunderte Fotos von Kindern, die abgemagert und teilweise verwahrlost ins Casita de Oscar gekommen sind und nach drei Monaten gesund und sauber wieder gingen. Nach nur drei Monaten müssen die Kinder die Einrichtung verlassen, auch wenn die Gefahr groß ist, dass sie wieder auf der Straße landen.

Der 12-jährige Fernando und sein jüngerer Bruder Douglas sind gerade bei Beatrix Galindo untergebracht. Die beiden fühlen sich wohl bei ihr, obwohl in der Nacht die Klimaanlage gestohlen wurden und eine unerträgliche Hitze im Haus herrscht. Doch zu Hause ist es noch schlimmer, wie ein Besuch bei der Mutter zeigt. Denn zu Beatrix Galindos Aufgaben gehört auch die Betreuung der Familie, damit sich im direkten Umfeld der Kinder etwas verbessert. Fernando und Douglas haben noch sieben weitere Geschwister zwischen fünf und achtzehn Jahren. Die Familie lebt in einer Wellblechhütte auf 20 qm mit einem Bett, zwei Hängematten und einem kaputten Stuhl, die Toilette ist ein Loch im Garten. In der Regenzeit ist die ganze Gegend überschwemmt, deshalb gibt es auch keinen festen Fußboden in der Hütte, sondern nur Erde. Auf dem Herd kocht Reis, und die Kinder laufen in zerschlissener Kleidung und dreckig herum. Alle neun stammen von demselben Vater, der fährt Taxi in der Stadt und schickt zumindest regelmäßig Geld für den Unterhalt vorbei. Eine große Ausnahme. Fernando und Douglas freuen sich, ihre Familie wiederzusehen. Doch schnell ist klar, wieso die Brüder auf der Straße leben. Das Essen zu Hause ist knapp, der Platz auch, und die Mutter muss sich um die Jüngsten kümmern. Beatrix Galindo versucht, die Mutter zu überreden, am Wochenende zu einer Veranstaltung der Verwaltung zu kommen. Dort kann sie endlich Ausweise für die jüngeren Kinder machen lassen. Ohne Papiere können die später nicht in die Schule gehen. Doch die Mutter weiß noch nicht, ob sie das schaffen wird. Fernando und Douglas wollen den Nachmittag noch bei ihrer Familie verbringen, aber am Abend kommen sie wieder zu Beatrix Galindo, denn dort haben sie wenigstens ein eigenes Bett und ein Abendessen.

Das Casita de Oscar funktioniert, doch Beatrix Galindo ist ständig auf der Suche nach neuen Geldgebern und Sponsoren, denn versiegen ihre Quellen, bekommt sie auch kein Geld mehr vom Staat. Sie selbst ist auch schon an ihre Grenzen geraten, denn das Haus für die Straßenkinder ist ihr eigenes.

## 9. Mutige Einzelkämpfer braucht das Land

Der Bundesstaat Zulia gehört zu den reichsten Regionen der Erde. Im äußersten Nordwesten Venezuelas lagern die größten Erdölvorkommen Amerikas. Das Ufer des Maracaibo-Sees hat sich schon einige Meter abgesenkt, so stark wurde hier in den vergangenen Jahrzehnten Öl gefördert. Kein Wunder, denn mit der Entdeckung der ersten Ölquelle im Jahr 1914 wurde Venezuela immer reicher und machte sich gleichzeitig abhängig vom Öl. In den fetten Jahren mit hohen Ölpreisen ging es dem Land gut, aber es gab auch schlechte Zeiten. Egal wie hoch oder wie niedrig der Ölpreis gerade war, in Zulia wurde das schwarze Gold gefördert und unendlich viel Geld gescheffelt. Doch gerade in diesem Bundesstaat leben extrem viele Menschen in bitterer Armut. Grund dafür ist, wie so oft, die ungerechte Verteilung von Geld und Macht. Der Reichtum aus dem Ölgeschäft kommt nur wenigen zugute, der Rest geht leer aus. Hinzu kommt, dass in Zulia die meisten der 28 indianischen Volksgruppen Venezuelas leben. Die größte Gruppe stellen die Guajiros, die im Nordwesten des Bundesstaats beheimatet sind. In der Hauptstadt Maracaibo erkennt man die Guajiro-Frauen leicht an ihren traditionellen bunten und langen Kleidern. Die einheimischen Volksgruppen leiden am stärksten unter der ungerechten Verteilung von Geldern und Hilfeleistungen im Land. Das Elend ist so groß, dass täglich Menschen an Unterernährung und Infektionskrankheiten sterben.

Das wollte Maria Luisa Lundvik aus El Mojan, einem Dorf im Nordwesten Zulias, nicht länger mit ansehen. Sie kümmert sich seit 15 Jahren um die einheimische Bevölkerung in der Region Guajira nahe der kolumbianischen Grenze. Wegbereiter für ihr Engagement war die katholische Organisation Benposta, die 1990 ihre Aktivitäten nach Venezuela ausweitete. Benposta bietet Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, in einer Gemeinschaft aufzuwachsen und dabei soziale Zusammenhänge zu erleben, eine Schule zu besuchen und Artist im Zirkus zu werden. Diese Gemeinschaft nennt sich Nación de Muchachos und funktioniert wie ein eigener kleiner Staat. Es werden Bürgermeisterwahlen abgehalten, es gibt eigenes Geld und Arbeit für alle. Maria Luisa war von der Philosophie Benpostas so begeistert, dass sie dieses Projekt nach Los Frailes in den Bundesstaat Zulia holte. Die Menschen leben hier ohne fließendes Wasser, Strom und medizinische Versorgung, Unterernährung und Infektionskrankheiten sind normal. Erst vor einem Jahr starb wieder ein siebenjähriger Junge aus ihrem Dorf an Hunger. Maria Luisa und die Anwohner waren darüber so aufgebracht, dass sie das Kind im Sarg auf den Dorfplatz brachten, um gegen die Ungerechtigkeit zu demonstrieren. Mit dieser Aktion schaffte es Maria Luisa sogar ins Fernsehen, das ihre Erschütterung landesweit übertrug.

Doch die Ungerechtigkeit nimmt kein Ende. Vor einem Jahr erstritt sie 30 Steinhäuser für die Dorfgemeinschaft, die Weihnachten absichtlich überschwemmt wurden. Ende 2004 regnete es tagelang heftig in der Region. Die Flüsse schwollen an und wurden zu reißenden Strömen. Die Regierung entschloss sich kurzerhand, die Schleusen zu öffnen, obwohl sie wusste, dass damit die Gebiete der Guajiros überschwemmt würden. Maria Luisa ist jetzt noch verzweifelt und wütend, wenn sie an diese Zeit denkt, denn bis heute weigert sich die Regierung des Bundesstaats, Wiedergutmachung zu zahlen. Sogar das Auto ihres Mannes hat sie bei den Fahrten in die Überschwemmungsgebiete ruiniert, nur um den Menschen Lebensmittel und Kleidung zukommen zu lassen. Ohne Auto ist man in der Region aber aufgeschmissen, und so hat sich Maria Luisa einen Geländewagen von einem Freund ausgeliehen. Der Wagen ist voll gepackt mit Shampoo, Reis, Klopapier und Obst, als wir zu den Dörfern aufbrechen. Ein bewaffneter Gardist der Bundesarmee ist zu unserem Schutz mit dabei. Ohne ihn würde man uns den Wagen sofort stehlen und uns gleich mit.

Als wir nach fast zwei Stunden die Benposta-Gemeinde erreichen, sind die ausländischen, freiwilligen Helfer die einzigen, die arbeiten, der Rest der Gemeinde hängt herum. Noch schlimmer ist es in Los Frailes, dem ehemals überschwemmten Gebiet. Die vor einem Jahr errichtete Vorschule ist geschlossen, die Kinder sind dreckig und laufen nackt herum bzw. schwimmen im Abwasser der Gemeinde. Maria Luisa ist sauer und ruft alle Frauen zusammen. Sie versteht nicht, wieso die Kinder nicht die Kleider tragen, die sie vor zwei Monaten mitgebracht hat. Schweigen auch auf die Frage, warum die Schule geschlossen ist. Dann endlich fangen die Frauen doch noch an zu reden. Es gibt leider keine Antworten auf die Fragen, aber dafür Vorwürfe und Forderungen, zum Beispiel, wann endlich Strom und Wasser in das Dorf kommen. Maria Luisa bleibt ruhig, diskutiert noch eine Weile mit den Frauen, und ich bewundere immer mehr die Energie dieser Frau. Ich frage mich, woher Maria Luisa die Kraft nimmt, für die Menschen hier zu streiten, obwohl die Zusammenarbeit sehr schleppend läuft. Maria Luisa lächelt und antwortet, dass sie nur an die Kinder heran will. Die Erwachsenen interessieren sie nicht, die sind bereits verloren, aber die Kinder sind wichtig, denn sie sind die Zukunft. Und bei den Kindern hat Maria Luisa schon einiges bewirkt. Drei Jungs üben am Ufer des Flusses in der Benposta-Gemeinde Zirkuskunststücke. Sie sagen, dass sie noch härter üben müssen, denn wenn sie gut genug sind, schickt sie Benposta vielleicht nach Spanien in die Zirkusschule. Dort lernen sie nicht nur Kunststücke, sondern gehen auf eine gute Schule und machen anschließend eventuell sogar eine Ausbildung. In diesem Moment verstehe ich, was Maria Luisa meinte. Die Kinder muss sie erreichen, und dann ändert sich auch etwas. Der

Weg dahin ist anstrengend, und einen Eindruck von den Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Geldern und Mitteln bekomme ich, als ich sie einen Tag lang bei Behördengängen in Maracaibo begleite.

Maria Luisa scheucht ihren kolumbianischen Mitarbeiter und Fahrer John energisch durch die Straßen von Maracaibo. Springt die Ampel gerade auf grün, ruft sie ihm schon „Pita, pita!“ zu, also Hupen. Wir sind unterwegs zu dem staatlichen Institut für berufliche Weiterbildung INCE. Die Behörde bietet Kurse für Jugendliche und Erwachsene an. Maria Luisa hat es wie immer eilig, denn sie will mit der neuen Präsidentin von INCE sprechen. Die ist seit drei Tagen im Amt, und Maria Luisa will sie sofort auf die Probleme ihrer Leute in den Dörfern aufmerksam machen. Die Präsidentin thront hinter einem Schreibtisch, der unter der Last der vielen Papierstapel fast zusammenbricht. Drei Assistentinnen schwirren um sie herum, telefonieren mit ihren Handys und machen Termine aus. Maria Luisa kommt in einer kleinen Pause zu Wort, aus ihrer großen, schwarzen Dokumentenmappe zieht sie nach und nach Papiere mit Statistiken, erläutert kurz und knapp die Lage und bittet um finanzielle Unterstützung. Die Präsidentin verspricht, sich persönlich ein Bild von allem zu machen, und lässt Maria Luisas Namen notieren. Danach geht es ein paar Stockwerke höher in die Verwaltung von INCE. Dort sitzt eine Frau, die Maria Luisa gut kennt, und das ist viel wert. Vor sechs Monaten hatte INCE eine berufliche Fortbildungsmaßnahme für die Einheimischen in den abgelegenen Dörfern an der Grenze bewilligt. Natürlich sind die Lehrkräfte nicht regelmäßig gekommen, und wenn sie da waren, hatten sie oft keine Lust zu unterrichten, aber darauf war Maria Luisa schon vorbereitet. Unvorbereitet traf sie die Tatsache, dass INCE die Kosten für die Verpflegung während der Fortbildung nicht bezahlen würde. Dazu ist die Behörde aber verpflichtet, und nun versucht Maria Luisa das Geld für sechs Monate Essen einzutreiben. Die Dame in der Verwaltung ist ihr wohl gesonnen, kann ihr aber nur einen Scheck für 2,5 Monate Verpflegung ausstellen. Sie gibt Maria Luisa noch den Rat, ihn sofort bei einer Bank einzulösen, denn wer weiß, ob er in zwei Tagen noch gültig ist, schließlich gibt es eine neue Chefin in der Behörde.

Das ließ sich Maria Luisa nicht zweimal sagen, und so fahren wir danach direkt zur Bank. Von dort aus geht es zu einer großen Ölfirma, von der sie das Geld für die Medikamente eines krebserkrankten Jungen in ihrem Dorf bekommen will. John und ich besorgen in der Zwischenzeit alles Mögliche von Türschlössern bis hin zu neuen Plastikbezügen für die gynäkologischen Stühle in der Ambulanz der Benposta-Gemeinde. Dann in den Supermarkt und in ein Möbelgeschäft, um Matratzen und Bettgestelle für ihre kleine Pension einzukaufen, ein kurzer Zwischenstopp in einem chinesischen Schnellimbiss und dann endlich zurück in ihr Dorf. Auf dem Rückweg

halten wir kurz bei einer Frau, die ohne Arme und Beine geboren wurde, vor einigen Jahren an Brustkrebs erkrankte und dringend auf ihre Medikamente wartet. Gegen 22 Uhr sind wir in El Mojan, ich bin völlig erledigt, Maria Luisa auch, aber bei ihr brennt noch Licht bis weit nach Mitternacht, und am nächsten Morgen ist sie schon wieder um 5.30 Uhr auf den Beinen.

## **10. Das nationale Kinderorchester – ein Ausnahmeprojekt**

Am 12. Februar 1975 fing alles an. Eine Gruppe von Musikern gründete das venezolanische Jugendsinfonieorchester Simón Bolívar und legte damit den Grundstein für eine der größten Musikbewegungen der Welt. José Antonio Abreu ist es zu verdanken, dass dieses einzigartige Projekt vor 30 Jahren ins Leben gerufen wurde, denn er leitete es von Anfang an. Der heute 66-Jährige begann in Barquisimeto im Bundesstaat Lara ein Studium der Musik. Später wechselte er nach Caracas, um bei großen venezolanischen Meistern wie Emilio Sojo und Moisés Moleiro zu studieren. Während seiner musikalischen Laufbahn ließ er sich nicht nur als Dirigent ausbilden, sondern bewies noch sein Talent für Zahlen. Dr. Abreu absolvierte gleichzeitig sein Studium der Wirtschaftswissenschaften und lehrte als Professor an der Universität. Seinem visionären Geist ist es zu verdanken, dass Venezuela in 30 Jahren zu einem Vorzeigeland für klassische Musikerziehung geworden ist. Im Gründungsjahr gab es in Venezuela nur zwei Sinfonieorchester, in denen hauptsächlich Musiker aus Europa und Nordamerika spielten. Venezolanische Musiker hatten so gut wie keine Chance auf eine Anstellung. Entsprechend groß waren die Begeisterung und das Interesse, als José Antonio Abreu und seine Kollegen das Orchester gründeten. Schnell entstanden weitere Gruppierungen in anderen Bundesstaaten, und heute spielen in den 130 Jugend- und den 70 Kinderorchestern 140.000 Jugendliche und Kinder. Eine beeindruckende Zahl, selbst für die Macher.

Von Beginn an war den Initiatoren wichtig, dass die Musik die sozialen Schranken überwindet. Deshalb wandte sich Dr. Abreu mit seinem Projekt speziell an die armen und sozial schwachen Menschen im Land. In erster Linie sind die Orchester ein soziales Projekt und erst in zweiter Linie ein künstlerisches. Das war 1975 so und ist auch heute noch das Prinzip der Stiftung. Die Musik war und ist eine gute Möglichkeit, Kinder und Jugendliche in Venezuela nach der Schule von der Straße fernzuhalten. Keine andere Freizeitaktivität hat dies zuvor so effizient geschafft. Nach nur vier Jahren erkannte auch die venezolanische Regierung das Potenzial der Organisation und wandelte sie in die Staatsstiftung Fundación del Estado para el Sistema Nacional de Orquestas Juveniles e Infantiles de Venezuela

(FESNOJIV) um, die sie bis zum heutigen Tag geblieben ist. Das Projekt ist mittlerweile zum Vorbild für andere Staaten in Südamerika geworden. Die Lehrer aus Venezuela sind ständig unterwegs, um anderen Ländern dabei zu helfen, das System zu etablieren. In Venezuela schossen die Orchester schon kurz nach der Gründung wie Pilze aus dem Boden. Es schien, als hätte das Land nur auf einen Startschuss gewartet. Der südamerikanische Karibikstaat ist heute überzogen mit kleinen und großen Musikzentren des FESNOJIV. Insgesamt gibt es heute etwa 80 von ihnen, die sich Núcleos nennen. In jedem Zentrum gibt es mindestens ein Orchester, je nach Kapazität auch mehrere Kinder- und Jugendorchester. Der Unterricht ist kostenlos und findet so oft wie möglich statt, abhängig vom Personal der einzelnen Zentren. Die Instrumente stellt die Stiftung zur Verfügung, denn eine Geige oder eine Posaune könnten sich die wenigsten Familien leisten. Das geht natürlich ins Geld, wenn man bedenkt, dass 140.000 Kinder und Jugendliche in Venezuela in der Stiftung musizieren. Das Gesundheits- und Entwicklungsministerium finanziert die Staatsstiftung zwar, aber dieses Geld allein reicht nicht aus für alle Belange. Deshalb ist Dr. Abreu vom ersten Tag an als Botschafter seines Projekts in der ganzen Welt unterwegs, um Sponsoren und Gönner zu finden. Die jahrelange Zusammenarbeit mit den Berliner Philharmonikern beispielsweise sichert FESNOJIV zum einen den Nachschub von Instrumenten, aber auch den musikalischen Austausch von Lehrkräften und Musikern. Der Trompeter Thomas Clamor war so begeistert von der Leistung des Jugendorchesters in Venezuela, dass er die jungen Ausnahmetalente als „Rohdiamanten“ bezeichnete. Wenn sie geschliffen sind, erobern sie sogar Deutschland, so wie der venezolanische Kontrabassist Edicson Ruiz, der zurzeit im Orchester der Berliner Philharmoniker einen festen Platz innehat.

Eine besondere Ehre wurde FESNOJIV im vergangenen Jahr zuteil. Sir Simon Rattle besuchte Caracas, und unter seiner Leitung führten die Lehrer und Schüler des 250-köpfigen Sinfonieorchesters Simón Bolívar gemeinsam Gustav Mahlers Zweite Symphonie auf. Begleitet wurden sie von 600 Sängern und Sängerinnen, denn die Stiftung fördert nicht nur Instrumentalisten, sondern auch Gesangstalente. Sir Simon Rattle erklärte danach: „Here, I've seen the future of classical music.“

Trotzdem stellt sich José Antonio Abreu immer neuen Aufgaben. Sozial schwache Kinder spielen landesweit in seinen Orchestern – doch ob Heimkinder, Drogenabhängige und Kriminelle das auch können? FESNOJIV probierte es aus und gründete vor acht Jahren ein Musikzentrum im Kinderheim Gustavo H. Machado de Los Chorros in Caracas. Mittlerweile erhalten dort mehr als 70 Kinder Musikunterricht, von denen 40 Kinder bereits im Orchester spielen. Die Anfänge waren schwierig, denn die Kinder

in dieser Einrichtung wurden von ihren Eltern verlassen, misshandelt oder lebten auf der Straße. Kein Wunder, dass sie zu Beginn dem Projekt sehr kritisch gegenüberstanden. Die Arbeit ist auch heute noch nicht zur Routine geworden und das Ergebnis kann sich sehen lassen. Dieses Projekt ist ein weiterer Meilenstein in der Erfolgsgeschichte der Stiftung von Dr. Abreu und beweist, dass Musik alle Menschen erreichen kann. Für sein herausragendes Engagement hat José Antonio Abreu viele Ehrungen erhalten. 2001 wurde ihm für seinen unermüdlichen Einsatz zur Armutsbekämpfung der alternative Nobelpreis überreicht, 1998 verlieh die UNESCO ihm den Titel des Friedensbotschafters, und er war sechs Jahre lang Kulturminister von Venezuela.

### 10.1 Musik in den Slums

Mein erster Orchesterbesuch führt mich nach Montalbán, ein Viertel in Caracas. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln sollte ich auf keinen Fall dorthin fahren, denn Montalbán, so hieß es, sei ein gefährliches Pflaster. Das Musikzentrum ist umgeben von einem hohen Zaun aus Stacheldraht und Wachposten. Ich werde kritisch beäugt, aber als ich sage, dass ich einen Termin mit der Direktorin habe, lässt man mich passieren. Das Gebäude ist nicht hübsch, viel Beton und wenig Grün. Überall springen Kinder herum, denn es ist gerade Pause. Susam Siman, die Direktorin, ist eine lebendige, junge Frau, die vor Energie nur so strotzt. Sie freut sich sehr, dass ich vorbeikomme, um mir das Zentrum anzusehen. Kinder klopfen von draußen an das Fenster ihres Büros, sagen „Hallo“, und gelegentlich kommen Schüler herein, die sich ihre Noten holen. Montalbán ist ein Problembezirk, genau in der Mitte von zwei Barrios gelegen, den an steilen Hängen gebauten Elendsvierteln. Die 800 Kinder werden entweder von den Eltern hergebracht oder die zentrumseigenen Busse sammeln die Kinder auf, um sie am Nachmittag sicher zum Unterricht zu bringen. Die Sicherheitsmaßnahmen sind nötig, wie der jüngste Vorfall zeigt. Vor ein paar Monaten wurde ein Schüler von einer Bande aus der Umgebung bis in das Musikzentrum verfolgt. Die Bande stieg über den Zaun und verprügelte den Jungen im Konzertsaal. Der Schüler war nicht mehr sicher bei Susam Siman, deshalb organisierte sie ein anderes Orchester für ihn, damit niemand weiß, wo er spielt.

Das Musikzentrum in Montalbán ist eigenständig, das heißt, es ist nicht an eine Schule angegliedert, die Kinder kommen jeden Tag extra zum Musikunterricht hierhin. Im ganzen Gebäude erklingt Musik, Kinder zwischen zwei und 18 Jahren laufen mit großen, schwarzen Instrumentenkästen

herum. Um die jüngsten kümmert sich die Direktorin selbst. Spielerisch bringt sie ihnen Musik nahe und fördert dabei mit Knetgummi schon die Fingerfertigkeit, die man als Musiker braucht. Nach einem Jahr werden die Kinder in zwei Gruppen aufgeteilt, in Vientos (Wind) und Cuerdas (Saiten). Wer ein Blasinstrument spielen wird oder zu Geige, Cello oder Kontrabass tendiert, entscheiden meistens die körperlichen Voraussetzungen. Ein langer Hals ist gut für die Violine, und große Hände werden besser mit einem Kontrabass fertig. Der Unterricht besteht von Anfang an aus Einzelstunden, Musiktheorie und Orchesterproben. Bis die Kinder sieben Jahre alt sind, spielen sie im Vorschulorchester, danach wechseln sie ins Kinderorchester. Im großen Konzertsaal proben gerade 90 Kinder und Jugendliche für das nächste Konzert. Regelmäßig treten die jungen Musiker auf, denn das gehört zum Konzept von FESNOJIV. So oft wie möglich sollen sie vor Publikum zeigen, was sie gelernt haben, auch wenn es nicht immer ganz perfekt ist. Der Dirigent des Orchesters in Montalbán sieht mit seinem olivfarbenen Hemd, der passenden Cargohose und Glatze eher wie ein Outdoorspezialist aus. Er gehört zu den 20 Professoren, die im Musikzentrum die Schüler unterrichten, und wie fast alle ist er selbst ein Gewächs der Stiftung. Er hat als Kind bei FESNOJIV angefangen und ist der Stiftung bis heute als Musiker und Lehrer treu.

Neben Musikpädagogen gehören in Montalbán ein Arzt und ein Psychologe zum Personal. In Deutschland würde man das in keiner Musikschule finden, doch hier in Montalbán sind sie nötig. Das Musikzentrum liegt in einem Gebiet mit zahlreichen Problemen: Armut, kaputte Familien, Misshandlungen und Kriminalität gehören zum Alltag. Diese Probleme tragen die Schüler mit in das Musikzentrum. Hier übernimmt die Stiftung ihre soziale Aufgabe und hilft den Kindern und Jugendlichen bei der Bewältigung der Probleme. Eine weitere Erleichterung für sozial schwache Familien ist das kostenlose Essen für die Musikschüler in der Einrichtung, denn ein leerer Bauch musiziert nicht gern.

## 10.2 Blind oder taub – kein Problem in Barquisimeto

Jesus trägt eine starke Brille mit dicken Gläsern und ein Hörgerät. „Hola“, sagt er und fragt mich, ob mir sein Chor gefallen hat. Ja, und wie er mir gefallen hat. Gerade haben etwa 60 Kinder und Jugendliche für mich gesungen. Das ist eigentlich nichts Ungewöhnliches im Musikzentrum von FESNOJIV in Barquisimeto, doch in diesem Chor singen hauptsächlich behinderte Kinder. Jesus überrascht mich immer mehr, denn er weiß noch ganz genau, dass ich aus Deutschland komme und redet plötzlich Deutsch mit



mir. Am Ende schenkt er mir einen Bonbon und einen kleinen Brief, den er auf Deutsch geschrieben hat, und ich bin wirklich beeindruckt. Jesus gehört zu den 227 Schülern mit Behinderung, die im FESNOJIV-Musikzentrum in Barquisimeto unterrichtet werden. Seit acht Jahren gibt es hier spezielle Programme für Kinder mit geistigen und körperlichen Behinderungen. Initiiert hat das alles der Musikprofessor Johnny Gómez, der ebenfalls früher ein Schüler der Stiftung war. Johnny Gómez erkannte früh, dass viele Kinder mit Behinderungen ein besonderes Musiktalent haben, und setzte sich für die Einrichtung eines speziellen Unterrichtsprogramms ein.

Zehn Jahre nach Einführung in Barquisimeto studieren heute 227 Kinder und Jugendliche mit Behinderung unter den insgesamt 3.000 Musikschülern. Einige spielen sogar in den Kinder- und Jugendorchestern des Zentrums mit Studenten ohne Behinderung zusammen. In Barquisimeto existiert inzwischen auch die weltweit einzige Bibliothek für musikalische Werke in Blindenschrift. Für Johnny Gómez steht die Integration von Kindern mit Behinderungen im Vordergrund. Durch den Unterricht gewinnen sie an Selbstbewusstsein, das ihnen im späteren Leben hilft. Das Projekt hat sich über Venezuelas Grenzen hinaus herumgesprochen. Einer amerikanischen Firma für Hörgeräte ist es zu verdanken, dass hörbehinderte Musikschüler ein verbilligtes Hörgerät bekommen. Die Geräte kosten normalerweise etwa 700 Euro, die FESNOJIV-Schüler zahlen nur 50 Euro. Besonders stolz sind Johnny Gómez und seine Kollegen auf den Chor Manos Blancas. Dieser Chor bietet den hörgeschädigten Kindern die Möglichkeit aufzutreten und ihrer Kreativität durch Gesten, Tanz und artistische Einlagen Ausdruck zu verleihen. Die Einrichtung in Barquisimeto gehört zu den ältesten und innovativsten Musikzentren in Venezuela.

### 10.3 Seminar in den Anden

Orlando Duque hat es als Musiker in Venezuela schwer, obwohl er Direktor des Musikzentrums von FESNOJIV in Merida ist. Sein Job zählte nicht viel in der Familie seiner jetzigen Frau. Bei seinem ersten Besuch fragte ihn der Vater, was er denn beruflich mache, Orlando Duque antwortete, er sei Musiker. Daraufhin entgegnete der Vater: „Und was noch?“. Die Meinung, dass Musiker und Betrunkene denselben Stellenwert haben, ist weit verbreitet in Venezuela. Doch mittlerweile ist sein Schwiegervater stolz auf ihn: Orlando Duque leitet erfolgreich das Musikzentrum in Merida mit 340 Schülern und kommt gerade von einem Termin mit der Bank, die er als Sponsor für die Stiftung gewinnen konnte. Die Gelder vom Staat reichen nicht, um alle Kosten zu decken. Zwar schenkte die Stadt Merida

den Orchesterleuten vor drei Jahren ein ehemaliges Autohaus mit 600 qm Fläche, doch der Umbau der Räume für den Unterricht schluckte jede Menge Geld, und es gibt immer noch mehr zu tun. Orlando Duque ist ein wenig im Stress, denn in den nächsten drei Tagen findet in Merida ein großes Seminar zusammen mit den umliegenden Musikzentren der Stiftung statt. Es gibt im Bundesstaat Merida noch zwei weitere Zentren von FESNOJIV, El Vigia und Tovar. Beide liegen in den Anden und werden von Frauen geleitet.

Roraima Careño ist knapp über vierzig, hat kurze braune Haare und wirkt wesentlich jünger. Sie sprudelt nur so vor Energie. „Es magico“, antwortet sie auf meine Frage nach dem Erfolgsgeheimnis der Stiftung: diese Energie, die Freude, das Talent der Kinder und Jugendlichen in jedem Ort, den ich besucht habe. Roraima Careño weiß aus eigener Erfahrung, dass Musik das Leben verändert. Alle Kinder, die bei ihr im Musikzentrum unterrichtet werden, sind gute Schüler. Als Musiker braucht man Disziplin, Konzentration und Leidenschaft, und diese Eigenschaften machen einen guten Schüler aus. Die Kinder können es sich gar nicht erlauben, schlecht in der Schule zu sein, denn dann müssten sie mehr büffeln am Nachmittag und könnten nicht zum Musikunterricht. Die 120 Schüler aus Tovar kommen am Wochenende natürlich auch zum Seminar nach Merida. Die Kinder aus der Violinklasse sind schon ganz aufgeregt, denn die drei Tage bedeuten Unterricht nonstop von den besten Professoren, die das Land zu bieten hat. Und so ist auch die Stimmung am ersten Tag des Seminars. Aus jedem Raum und jeder Ecke des ehemaligen Autohauses ertönt Musik. Die Violinklasse platzt aus allen Nähten, die Blasinstrumentgruppe musste schon auf den Vorplatz ausweichen. Unter Bäumen und direkt an der Straße übt der Nachwuchs Posaune, Trompete, Fagott und Flöte. Teilweise kommen die Lehrer aus Caracas oder anderen Musikzentren des Landes, um neue Talente zu sichten. Die besten aus jedem Bundesstaat bekommen ein Stipendium, und auf das sind viele scharf. Damit haben sie die Möglichkeit, alle zwei Wochen für zwei Tage nach Caracas zu fahren und dort von den besten Lehrern unterrichtet zu werden. Verbissen ist hier trotzdem niemand, alle haben Spaß an der Musik. Das Highlight des Seminars sind die Proben des Jugendsinfonieorchesters, hier dürfen auch die Jüngsten mitspielen und ein bisschen Profiluft schnuppern. Draußen vor der Glastür stehen die stolzen Eltern und suchen im Orchester nach ihren Kindern. Die Proben sind überwältigend, etwa 150 Musiker sitzen eng zusammen im größten Saal des Gebäudes, unter höchster Konzentration, und keiner löst den Blick vom Dirigenten. Dazwischen stehen die Lehrer und korrigieren vereinzelt. Nach einer Stunde ist es vorbei, alle sind geschafft, aber glücklich. Für das Jubiläumskonzert zum 30. Geburtstag von FESNOJIV am 12. Februar sind alle bereit.

Bei so viel Musik kann auch mal etwas kaputt gehen, deshalb gibt es im Musikzentrum von Merida eine der wenigen Werkstätten für Instrumente. Um die Reparaturen direkt vor Ort durchführen zu können und so unabhängig wie möglich von teuren Musikgeschäften zu sein, arbeiten hier ausgebildete Instrumentenbauer. Von einem gerissenen Geigenbogen bis hin zur komplizierten Technik eines Fagotts können die Mitarbeiter fast alles selbst reparieren. In der Werkstatt werden oft auch Jugendliche von der Straße angelehrt. Orlando Duque und seine Mitarbeiter sprechen die Straßenkinder in Merida an und fragen sie, ob sie nicht Lust hätten, Instrumente zu reparieren. Damit haben sie schon einigen Jugendlichen eine ungeahnte Perspektive im Leben geboten.

Für den Direktor ist das Wochenende stressig, aber trotzdem sieht er am Abend beim Konzert in der Kathedrale nicht müde aus. Wenn schon mal alle da sind, treten sie auch zusammen auf. Die Kirche ist voll, und nach dem Konzert gibt es Standing Ovationen. Das sind die Momente, in denen die Kinder wissen, wofür sie jeden Tag auf ihren Musikinstrumenten üben.

#### **10.4 Das jüngste Orchester**

Der Bundesstaat Amazonas liegt im äußersten Süden von Venezuela, und anders als es sein Name erwarten lässt, dominiert hier der Orinoco. Nur einen kleinen Teil im Südwesten des Landes durchfließt der Amazonas. Dichte tropische Waldflächen überziehen das Gebiet, unterbrochen von zahlreichen Flüssen, die als Verkehrswege die abgelegenen Gebiete miteinander verbinden. Der Bundesstaat ist dünn besiedelt, nur ein Prozent der gesamten Bevölkerung Venezuelas lebt hier. Der Anteil der indianischen Völker liegt bei etwa 40.000 Menschen und die wichtigsten Stämme sind die Piaroa, Yanomami und Guajibo. Viele von ihnen leben in Dörfern fernab der wenigen Städte. Industrie gibt es kaum hier und seit der ökonomischen Krise in Venezuela vor zwei Jahren bleiben sogar die Touristen aus. Noch nicht einmal ein Geschäft für Musikinstrumente gibt es in Amazonas. Genau diese Herausforderung hat wohl Pedro Galindo gebraucht, der seit einem Jahr Direktor des Kinder- und Jugendorchesters der FESNOJIV Stiftung im jüngsten Bundesstaat Venezuelas ist. Noch vor kurzem war er musikalischer Direktor im benachbarten Apure, bis er in den Dschungel berufen wurde. Pedro Galindo sollte das schaffen, woran andere mehr als einmal gescheitert sind: aus dem Nichts ein neues FESNOJIV-Musikzentrum zu schaffen. Der Stiftung ist das schon unzählige Male im Land gelungen, aber am Bundesstaat Amazonas hat sie sich bisher die Zähne ausgebissen. Amazonas war bis vor einem Jahr ein weißer Fleck auf der musikalischen Landkarte. Eigentlich

unvorstellbar, denn selbst in den entlegenen Gebieten des Orinoco-Deltas im Nordosten gibt es lange schon Ableger der Musikstiftung.

Hauptverantwortlich dafür sind die Politiker im Bundesstaat, denn sie haben sich nie besonders für Kinder und Jugendliche interessiert, und deshalb war nie Geld da, um ein Orchester zu unterhalten. Doch die Hartnäckigkeit der FESNOJIV-Musiker und ganz besonders von Pedro Galindo haben sich gelohnt. Der Direktor wirkt sehr unkonventionell, für seine Körpergröße von 1,85 Metern ist er ziemlich korpulent, hat ein rundes Gesicht mit Halbglatze, die meistens unter einer Baseballkappe verschwindet. Pedro Galindo hat schon die besten Orchester dirigiert und mit internationalen Koryphäen zusammengearbeitet. Nun sitzt er in Puerto Ayacucho, hat über 200 Schüler, aber nur 52 Instrumente. Immerhin hat die Regierung des Bundesstaats das Gebäude gestellt und spendiert im Jahr 40 Millionen Bolivares, das sind umgerechnet 14.000 Euro – eigentlich nichts, wenn man bedenkt, dass ein Fagott 3.000 Euro kostet. Dennoch strahlt Pedro Galindo mit seinen 36 Jahren trotz seiner Zuckerkrankheit eine Zufriedenheit aus, die unglaublich ist. Seit acht Monaten war er nicht mehr beim Arzt. Als er noch Direktor in Apure war, musste er einmal pro Woche hin. Damals hatte er einen Zuckerwert von 500 und stand permanent vor einem Zuckerschock. In der Hauptstadt Puerto Ayacucho weiß jeder um seine Krankheit, und wenn er irgendwo einen Kaffee trinken will, rufen alle: „Achtung, keinen Zucker für den Direktor!“.

Während unseres Gesprächs bringt ihm seine Sekretärin einen grasgrünen Trunk, der aus heimischen Kräutern gebraut wird und seinen Zuckerspiegel stabilisieren soll. Und siehe da, er hilft. Im selben Moment stürmt ein verzweifelter Vater mit seinem Sohn ins Büro und hält einen ruinierten Geigenbogen in der Hand. Der Direktor weiß, dass er unmöglich bis heute Abend zum Konzert noch einen Ersatz organisieren kann, aber er bleibt ruhig, denn so ist es eben in Amazonas. Als er vor sieben Monaten hier anfang, schrieben sich 300 Schüler ein und Pedro Galindo musste erst mal Notenhefte aus San Fernando im Nachbarstaat Apure beschaffen, sieben Stunden mit dem Bus entfernt. Zwei Lehrer hat er in Puerto Ayacucho gefunden, die den Kindern zumindest die Theorie beibringen, also auch dann etwas tun, wenn die Instrumente fehlen. Obwohl Posaune, Fagott und Oboe fehlen, begann er einfach mit dem Unterricht, und im Dezember fand schon das erste Konzert statt. Unnötig zu erwähnen, dass es ein großer Erfolg war. Von Anfang an stand für den Direktor fest, dass er die einheimischen Kinder gleichberechtigt in seine Arbeit einbeziehen wollte. Er besuchte die umliegenden Gemeinden und verhandelte mit den Stammesoberhäuptern. Seitdem kommen auch einige indianische Kinder zum Unterricht und bringen ihre eigenen Instrumente mit. Zum Geburtstagskonzert wartete Pedro

Galindo vergeblich auf die Kinder aus den Dörfern. Das Stammesoberhaupt war betrunken und hatte den Schülern verboten, in die Stadt zu fahren. Für den engagierten Direktor unfassbar, aber er weiß, dass er daran nichts ändern kann.

Schon im Dezember wollte er alles hinschmeißen, denn seine Familie mit den beiden Söhnen wohnt immer noch in San Fernando, und auf Dauer ist ihm die Wochenendbeziehung einfach zu stressig. Als er seine Entscheidung nach dem Weihnachtskonzert bekannt gab, ging ein Protest durch Puerto Ayacucho. Die Eltern liefen Sturm, der Gouverneur rief persönlich an und erklärte ihm, dass er bleiben müsse, denn Amazonas brauche ein Jugendorchester. Das hatte Pedro Galindo nicht erwartet und war so überwältigt, dass er entschied zu bleiben. Seitdem versucht er trotz der schlechten Bedingungen, den Unterricht weiterzuführen. Damit die insgesamt 200 Kinder und Jugendlichen zwischen sechs und 16 Jahren nicht wieder abspringen, hat er einen Chor gegründet. Dann eben Musik ohne Instrumente, dachte er sich. Beim Jubiläumskonzert im Februar sang der Chor „Halleluja“ von Georg Friedrich Händel, und das Publikum hätte gern noch mehr gehört, aber dafür fehlt noch das Repertoire. Bei Cola und Pizza nach dem Auftritt sehen Pedro Galindo und seine Kollegen aus San Fernando de Apure ganz zufrieden aus. Ohne die Hilfe der anderen Lehrer wäre das Projekt in Puerto Ayacucho nicht zu stemmen. Jede Woche kommen zehn Professoren aus dem Nachbarstaat und übernehmen einen Teil des Unterrichts. In Amazonas selbst gibt es nur zwei Musiklehrer, die Noten lesen können und leider haben die keine Erfahrung mit klassischer Musik. Doch auch sie braucht das Orchester, denn in Amazonas verschmilzt Klassik mit Folklore, und das unterscheidet das jüngste Kinderorchester der Stiftung von den anderen Musikzentren. Als besonderes Erkennungszeichen soll bald jedes Orchestermittglied bei Auftritten ein für die Region typisches, indianisches Halsband tragen, genauso wie traditionelle Instrumente in die Werke mit einbezogen werden. Für all die Schwierigkeiten wird Pedro Galindo durch die Herzlichkeit, Dankbarkeit und das Vertrauen der Menschen im Bundesstaat Amazonas entschädigt. Die Eltern sammeln sogar Geld für neue Instrumente, damit beim nächsten Auftritt vielleicht auch ein Fagott mitspielen kann.

## 11. Schlussbemerkung

Sechs Wochen reichen nicht aus, um alle Aspekte dieses Themas zu beleuchten, das ist klar. Ich habe in Venezuela viel gesehen, mit interessanten Menschen gesprochen und tolle Projekte kennen gelernt.

Besonders beeindruckt war ich von der Offenheit und dem Engagement der Menschen, die sich um Kinder und Jugendliche im Land kümmern. Obwohl es einige Menschen in Venezuela gibt, die bereit sind, viel zu opfern, um den Schwächsten im Land eine Chance zu geben, ist es unter den derzeitigen Rahmenbedingungen wahrscheinlich zweifelhaft, ob das reichen wird. Wenn den Worten der Politiker keine Taten folgen, dann hilft die schönste Rede nichts. Hugo Chávez sagte bei seinem Amtsantritt, er würde dafür sorgen, dass es bald keine Straßenkinder mehr im Land geben wird. Dieses Versprechen gab er vor sechs Jahren und eine Besserung ist nicht in Sicht.

Ich würde gern der Prognose von CECODAP glauben, denn das unabhängige Bildungszentrum geht davon aus, dass sich die Situation der Kinder und Jugendlichen in Venezuela verbessern wird. Dies wird sich aber nur erfüllen, wenn die Verantwortlichen im Land auf politischer Ebene ihre Pflicht erfüllen. Den Räten für die Rechte der Kinder und Jugendlichen müssen Gelder gewährt werden, damit das Personal vernünftig arbeiten kann. Es nutzt nichts, mit Schildern und Anzeigen für die Rechte der Kinder zu werben, wenn sich niemand für diesen Bereich zuständig fühlt.

Ein weiterer Schwachpunkt ist die politische Polarisierung. Wenn es um Kinder und Jugendliche geht, sollten die parteipolitischen Spielchen enden. Doch sie sind oft verantwortlich dafür, dass es keine Kontinuität in den sozialen Projekten gibt. Wer der Opposition angehört, kann ein noch so gutes Projekt anbieten, er wird keine Gelder vom Staat dafür bekommen. Trotz all dieser Widerstände besitzt Venezuela ein großes Potenzial, und das liegt in den Menschen, die bereit sind für die Schwächsten im System einzutreten. Ich bin sehr froh, dass ich einige treffen durfte.

Besonders wertvoll waren meine Gespräche mit Deanna Albano und Gustavo Misle, die mir in zahlreichen nächtlichen Runden um den Plaza Altamira in Caracas Einblicke in das System und ihre fantastische Arbeit gegeben haben. Die Kontakte von Fernando Pereira von CECODAP haben mir vieles ermöglicht. Durch ihn habe ich Lizaira Gonzalez getroffen, die mich und die Heinz-Kühn-Stiftung im Bundesstaat Apure ins Fernsehen und in die Zeitung gebracht hat. Zutiefst beeindruckt haben mich die Herzlichkeit, mit der ich von den Mitarbeitern der Kinder- und Jugendorchester aufgenommen wurde, und natürlich alle Kinder, die ich während meiner Reise im Land getroffen habe. Für diese intensive, berufliche Erfahrung bin ich der Heinz-Kühn-Stiftung sehr dankbar.